

Die Nacht im Sputzimmer.

Skizze von Max Grube-Meinigen.

„Prächtig haben Sie Ihren Sommerstübchen eingerichtet“, sagte ich meinem Freunde Werner, als wir bei feurigen Kachelöfen saßen, „man schämt sich förmlich, unter diesen alten Bildern und Möbeln in unserer schäufeligen modernen Tracht einher zu spazieren. Aber eins fehlt hier doch! — Was? — Nun in solch altem Tiroler Schloß muß doch auch ein richtiges Sputzimmer sein.“

„Hab' ich auch!“, erwiderte Werner etwas ernster, als es zu meinen heiteren Worten paßte.

„Also stillvoll durch und durch! Welches war denn das?“

„Ich habe Ihnen den oberen Saal nicht gezeigt. Er paßt nicht in den Rahmen, ist schon einmal modernisiert worden: ein dörflicher Studierzimmer hat ihn mit plumpen Kofolofschürken verhängelt. Dort soll ein eifersüchtiger Schloßherr sein Weib auf grausame Weise ermordet haben.“

„Ja, das machten die alten Ritter gern, das gehörte zur Romantik. Und die Schulbeladene haben Sie nun als Sputzdame engagiert?“

„Sie spotten natürlich, aber als die Gastzimmer noch nicht eingerichtet waren, hat der Major von Cedern — Sie kennen ja diesen sehr ruhigen, fast nüchternen Herrn — in dem Alkoven des Saales genächtigt.“

„Der hat die weiße Dame gesehen?“

„Das nicht, aber ein unheimliches Rauschen und Rascheln, als ob eine schwere seidene Schleppe über den Estrich fegte, hat ihn sein Auge schließen lassen. Er hätte, so erzählte er, sich des Schauderns schließlich nicht erwehren können, irgend etwas Sichtbares würde ihn weniger erregt haben.“

„Der Sache muß doch auf den Grund zu kommen sein. Sie machen mir Lust, Sie zu bitten, mich dort einzukuartieren.“

„Wenn's Ihnen durchaus so wünschenswert erscheint! Geh', Mitodem, laß den Alkoven herrichten!“

„Noch einen Augenblick!“ rief ich dem Alten zu, der sich kopfschüttelnd und seufzend entfernte, „sagen Sie den Leuten, wenn sich etwa einer den Scherz erlauben sollte, in irgendeiner Vermummung einzudringen — ich rufe dreimal an, dann schieße ich. Es ist mein voller Ernst. Gehen Sie und richten Sie es aus.“

„Sie glauben doch nicht, daß einer von den Knechten...“

„Weshalb nicht? Im tiefsten Innern ist das Landvolk dem Stadtherrn nicht recht grün und spielt ihm ganz gern einen kleinen Schabernack.“

Wir blieben noch lange bei einem guten Trunk zusammen. Werner, der wie manche poetischen Gemüter entschieden etwas spiritistisch veranlagt war, tischte allerhand unerklärliche, mehr oder minder graufige Geschichten auf, wobei ich ihm herzlich verachte. Es war spät geworden, als mir Mitodem mit seiner Laterne und einem Licht hinauf leuchtete. Er öffnete eine schwere Eichentür, drückte mir den Leuchter in die Hand, und mit einem „Gott befohlen“ entfernte er sich rasch.

Ich sah mich um. Behaglich war der weite Raum keineswegs. Die Wände erschienen fleckig, die Tünche war an vielen Stellen abgefallen, und ihr blaßes Silb, vom grünlichen Mondlicht überflutet, erinnerte unwillkürlich an etwas Verwesendes. Einige hohe, schmale, fast ganz erblindete Spiegel wirkten frostig wie aufrecht gestellte Eisplatten. Die plumpen Schnörkel an der Dede schienen sich im zitternden Mondschein wie weiße Schlangen und Polyphenarme zu bewegen.

Ich verriegelte die Tür, untersuchte, ob sich irgendwo Spuren einer geheimen Entdeckung ließen; das war nicht der Fall. Eine Fensterscheibe war zerbrochen, der Riegel wäre wohl von außen zu öffnen gewesen, aber die hohen Kastanienbäume standen mehrere Meter vom Gemäuer entfernt, die schwanken Zweige, die heranreichten, hätten keinen Menschen tragen können.

Ich schloß die dunklen Vorhänge des schweren Simmelbetts, denn die Fenster hatten keine, und legte mich zur Ruhe. Ich fand sie lange nicht, der schwere Wein, wohl auch Werner's Gespensergeschichten summten mir im Kopf herum. Endlich sank ich in einen Halbschlummer.

Plötzlich fuhr ich empor.

Wahrhaftig! Da war es, das unerklärliche Geräusch! Es kam näher, es entfernte sich, wurde wieder stärker — jetzt hörte es ganz auf — dann begann es von neuem.

Das erregte mir kein Angstgefühl, aber es peinigte meine Nerven.

Ich blinnte durch den Spalt des Bettvorhangs. Der Mond mußte hinter eine Bergkuppe getreten sein, der Saal lag in tiefem Dunkel, nur durch das schmale Fenster meines Alkovens fiel noch ein Strahl. Licht machen, der Sache auf den Grund gehen, war mein Gedanke, und ich sprang auf.

Da packte mich ein Grauen. Am Ende des Saales, mir gerade gegenüber, stand eine weiße Gestalt, verschwommen, aber doch deutlich aus dem Dunkel hervorsimmernd.

Eine Halluzination? — Ich schloß die Augen. Deffnete ich sie wieder, mußte sie ja vorüber sein.

Nein! Das weiße Etwas stand noch auf seinem Plaze.

Was in mir vorging, ist nicht leicht zu beschreiben. Es rieselte mir kalt über den Rücken. Das war Angst, unlenkbar, — aber zugleich fühlte ich eine Wut in mir aufsteigen. — Wut? Auf was? Auf das Ding da, das doch kein Ding sein konnte? — Auf mich selber, der es doch für ein Wirkliches halten mußte?

„Wer da?“ schrie ich. „Antworten, oder ich schieße!“ — Die Gestalt blieb unbeweglich! — Mit unsicherer Hand griff ich nach der Pistole auf dem Nachttisch. Da war es mir, als machte die Erscheinung auch eine Bewegung auf mich zu.

Halb unwillkürlich schloß ich die Augen wieder und schob in das Dunkel hinein.

Was ist Chanoufia?

Chanoufia ist der höchstgelegene botanische Garten der Welt, auf der italienischen Seite des kleinen Sankt Bernhard, etwa 2150 Meter hoch, will sagen: 200 Meter über der Baumgrenze; nahe dem Polz. Einzig in seiner Art! Den Namen hat er von seinem Schöpfer, dem Abt Peter Chanouf, der bereits im Jahre 1882 den Plan erwog, aus dem Bedauern darüber, daß Touristen und Bergbewohner nicht entfernt eine Ahnung bekommen konnten von der Schönheit, und dem Reichtum der alpinen Pflanzenwelt; denn die Straßen, die das Hochgebirge überschreiten, führen durch Gebiete, auf denen die Sense mäht oder das Vieh weidet.

Der Garten gewann rasch Bedeutung für die Wissenschaft, da der Botaniker die ungeheure Zahl der Alpenpflanzen nun auf kleinem Raum übersehen konnte, auf dem auch für die eigensinnigsten die entsprechenden Lebensbedingungen geschaffen sind: volle Erde und Felsgestein, trocken und feucht, Schatten und Sonne.

Auch vom praktischen Gesichtspunkte aus verdient die Chanoufia Beachtung. Schon seit den Zeiten des Abts sucht man festzustellen, welche ausländischen Futterpflanzen im Hochgebirge angesiedelt werden können, um die Viehwirtschaft zu verbessern. Man ist bemüht, die ammoniakale Flora auszunutzen, die in der Nähe der Wohnstätten Weidenraum raubt und dem Vieh schadet. Des weiteren befaßt sich die Gartenleitung mit der Vermehrung der von den Apotheken und Industrien gebrauchten Pflanzen. So weist der Garten z. B. ein Beet von Genep auf, einem wohlriechenden Kraut zur Likörbereitung, dessen Stauden die dreifache Größe und Ergiebigkeit der wildwachsenden erreicht haben, ein Beweis, daß auch die Bergbewohner derartige Pflanzen kultivieren und sich ein schönes Stück Geld damit verdienen könnten. Freilich pflegt man im Garten auch Pflanzen, die erst im zehnten Jahre nach der Aussaat blühen; die meisten beanspruchen dazu fünf Sommer.

Um einen vollen Begriff von der Eigenart dieser Anlage zu erhalten, ist es nötig, das Saat- und Aufzuchtshaus zu besuchen. Darin gibt es eine Abteilung für die Pyrenäen, die Ostalpen, die Westalpen, den Apennin, für das Felsgebirge Amerikas, für den Himalaya und den Kaukasus.

Wie viele Pflanzenarten dort gepflegt werden, läßt sich kaum sagen; die Zahl schwankt je nach der Härte der Winter und der Trockenheit der Sommer. Aber der wissenschaftliche Wert der Chanoufia würde nicht vollkommen sein ohne die Möglichkeit von Laboratoriumsversuchen. Es war auch nötig, ein Unterfuchthaus zu erbauen, das den Studierenden einen Daueraufenthalt zu Beobachtungen gewährleistet. Dies alles wurde seit dem Sommer 1922 eingerichtet, und damit wurde die Chanoufia zu einer physiologischen, morphologischen und biologischen Station der Alpenflora, einzig in Italien und in ihrer Eigenart wohl auch einzig in der Welt.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Aulz, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 72

7. September 1929

4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

25. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner
& Co., Berlin NW. 6.

(Nachdruck verboten.)

„Was alles tummelt mich wenig. Ware nur geowig — aber leb' wohl.“

„Leb' wohl, altes Haus. Und immer den Kopf hoch, wenn auch der Wind einmal den Hut herunterweht.“

Mit einem schwachen Versuche zum Lächeln ging Düringer hinaus. Kitterer begleitete ihn bis an die Tür, kam dann zurück, begann eine Melodie aus der „Böhme“ noch einmal zu pfeifen, brach aber mitten darin ab und blieb mitten im Zimmer stehen, um einen kleinen Monolog zu halten.

„Das hab' ich dir mit gutem Gewissen versprochen, mein guter Bruno, daß ich die Polizei nicht auf diese Fährte hegen will. Aber selber ein wenig Polizei zu spielen, das hast du mir nicht verboten, und ich hab' es dir nicht versprochen. So etwas wie Sicherheitspolizei für einen guten Freund. Wer sich nicht selber helfen will, dem müssen andere helfen.“

Setzt Kitterer mit der Hand reibend, überlegte Kitterer eine kleine Weile stumm; dann gab er seinen Gedanken wieder Worte. „Das wäre doch ein Armutszeugnis, wenn ich den Lumpen auf die vorhandenen Indizien hin nicht herausbrächte. Daß er Schauspieler ist, wissen wir, daß er Kollege der Toten war, ist höchst wahrscheinlich. Damit ist schon ein enger Keß gezogen, in dem wir den Vogel fangen können. Und außerdem haben wir die Briefe. Ja, mein lieber Bruno, wenn die nicht wären! Aber sie sind; ich habe sie gelesen, habe die Abschriften dort in der Schublade und ihre Handschrift fest eingegraben in meinem Hirnkasten. Ich wäre doch ein Esel, wenn ich mit ihrer Hilfe nicht ans Ziel käme, und ein Esel wäre ich nur ungern. Also los!“

Er hüllte sich hastig in seinen Doppelpelz, ließ durch den Hotelportier ein Auto herbeipfeifen und gab dem Chauffeur Auftrag, zum Stadttheater zu fahren. Ein wenig entfernt davon stieg er aus und ging, um kein Aufsehen zu erregen, zu Fuß nach dem Bühneneingang, den er frei von Theaterangehörigen fand; es war offenbar gerade Probe. Den Bühnenportier gewann er sich durch ein reichliches Trinkgeld rasch zum Freund und erreichte durch ihn sein Ziel, ein Verzeichnis aller dort engagierten Künstler einzusehen. Er notierte sich alle männlichen Personen, deren Vor- oder Nachname mit einem G begann, und bemerkte zu seiner Genugtuung, daß nur

drei von den Herren den verhängnisvollen Buchstaben in ihrem Namen führten: Hans Gregori, Georg Frant, Wilhelm Giesebrecht.

„Guch wollen wir uns einmal näher ansehen“, murmelte Kitterer und nickte den drei Namen liebevoll zu.

Sobald er wieder im Hotel angekommen war, ließ er sich im Schreibzimmer nieder und verfaßte drei völlig gleichlautende Briefe an die drei Schauspieler, in denen er anfragte, ob sie die Güte haben möchten, sich an einer Wohltätigkeitsveranstaltung zu beteiligen. Er würde, wenn sie zustimmten, persönlich bei ihnen vorsprechen und biete sie, für diesen Besuch eventuell gleich die Zeit anzugeben, zu der er das Vergnügen haben würde, sie zu Hause anzutreffen.

Als er die drei Schriftstücke dem Hotelbriefkasten übersteckt hatte, vertrieb er sich die Zeit, so gut es ging, im wohlgeheizten Wintergarten seines Hotels. Temperatur und Vegetation befähigten hier ein wenig die Sehnsucht nach der verlassenen Dase. Am Abend fuhr er ins Stadttheater, weil einer der drei Künstler, denen er geschrieben hatte, als Athadames in der „Mida“ auf dem Zettel stand. Aber das Gesicht des dicken Tenoristen, den er in diesem Herrn Giesebrecht kennenlernte, war ihm zu wenig interessant, um lange dort auszuhalten.

Am anderen Morgen — es war ein Freitag — erhielt Kitterer einen ersten Antwortbrief, in dem Herr Gregori, der Held und Liebhaber am Stadttheater, wegen dienstlicher Ueberanstrengung seine Mitwirkung bei der Wohltätigkeitsvorstellung lebhaft bedauernd ablehnte. Kitterer versenkte den Brief sofort in den Papierkorb. Ein Blick hatte für ihn genügt, um zu erkennen, daß diese Handschrift nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der gesuchten zeigte. Nachmittags erfolgte die Antwort von Herrn Giesebrecht, gleichfalls rasch dem Papierkorb überantwortet, abends die von Georg Frant. Mit einem Tone freudiger Ueberraschung begrüßte Kitterer schon die Adresse, und beim Lesen des Briefes rief er: „Du bist es — wahrhaftig — du bist es!“

Ja, da lag sie vor ihm, die gesuchte Handschrift. Ein wenig zittriger noch in der Vorführung als in dem letzten der Briefe, die Frau Düringer ihm gezeigt hatte, trotzdem aber unverkennbar in jedem Buchstaben. Es war ihm gelungen, eine Brücke zu schlagen in unbekannten Land hinüber!

Der Schauspieler antwortete höflich, daß er sich gern an der Wohltätigkeitsveranstaltung beteiligen wolle und Kitterers Besuch um elf Uhr am Sonntag vormittag erwarte, um Näheres mit ihm zu verabreden. Am Sonntagabend sei er zu sehr durch Proben für eine Mobilität in Anspruch genommen.

Als Rittner den Brief ein paarmal gelesen hatte, trat er vor den Spiegel über der Heizvorrichtung, die wie ein Marmorstein gestaltet war, und wuschte sich das Gesicht. Aus dem altgoldenen Rahmen hervorschauendes Ebenbild freundlich zu und sagte: „Das hast du gut gemacht, mein lieber Julius.“

Dann griff er aufs neue zu dem Briefe, ging mit ihm in der Hand ein paarmal im Zimmer auf und ab, während er die Beilen wieder und wieder las, und sprach dann ein paar Worte zu seinem Verfasser. „Du bist morgen durch Proben in Anspruch genommen, bist also nicht zu Hause. Da wollen wir deiner Wohnung einmal einen Besuch machen. Es ist besser, die Höhle des Löwen zunächst ohne den Löwen zu besichtigen.“

Als wenn Deutschland seinen Ruf bei Rittner verbessern wollte, ließ es die Sonne heiter von einem blauen, wolkengeflackten Himmel scheinen, als dieser nächste Morgen hell und milde heraufkam. Rittner verzichtete nach sorgfältiger Prüfung des Thermometers auf seine Pelzjacke und hüllte sich für die Fahrt nach der Wohnung Franks nur in den einfachen Pelz.

Das Haus, in dem der Schauspieler wohnte, lag an einer stillen, altmodischen Seitenstraße des Walles, wo noch wohlfeile Wohnungen hinter behaglichen Fachwerkhäusern zu finden waren. Ehrwürdig-behaglich zeigte sich auch das Innere des Gebäudes, als Rittner die schmale, knarrende Treppe mit sauber geschuhten Stufen zum ersten Stockwerk hinaufstieg. Hier gab es noch keine geschlossenen Korridore; die Zimmertüren mündeten unmittelbar auf einen langen schmalen Vorplatz, der von einem winzigen Fenster an der Schmalseite her spärliches Licht empfing. Rittner mußte die Augen erst ein wenig an die matte Beleuchtung gewöhnen, bevor er auf einer Winkeltreppe an der mittleren der Türen Franks Namen erkennen konnte. Sein Klopfen an der braungefärbten Tür blieb erwartetermaßen unbeantwortet, an der Wand nahebei zeigte sich aber der blaue Messinggriff einer Klingel. Ein weißes Porzellan Schild neben ihr verkündete, daß Frau Becker mit ihrer Hilfe zu erreichen sei.

Rittner zog die Klingel, und auf ihr merkwürdig helles, vergnügtes Läuten hin öffnete sich die neben dem Korridorfenster gelegene letzte Tür. Eine saubere, noch junge Frau in häuslicher Arbeitskleidung mit einem Kinde auf dem Arm erschien, um nach seinem Begehren zu fragen. Er zeigte auf die Mitteilung, daß Herr Frank nicht zu Hause sei, lebhaftes Erstaunen und Mißbehagen. „Das ist ja merkwürdig. Er hat mir geschrieben, daß ich ihn heute zu Hause treffen würde.“

„Heute? Nein, das muß ein Irrtum sein. Er hat ja doch Proben.“

„Hat er das ausdrücklich gesagt? Könnten Sie sich nicht irren, Frau Becker? Was haben Sie für ein reizendes Kind! Ist es ein Mädchen?“

Die Mutter, deren von Anfang an freundliches Gesicht sich noch mehr aufhellte, bestätigte, daß es tatsächlich ein Mädchen sei, daß es Anna hieß wie sie selbst und eine Menge von Tugenden besäße, die sie aufzählte. Rittner bewies die freundlichste Teilnahme, tätschelte das Kind, ließ es mit seiner Taschenuhr spielen und lachte ihm zu, so daß er im Laufe von fünf Minuten die Herzen der großen und kleinen Anna Becker im Sturm gewonnen hatte.

Sobald er seinen Sieg für gewiß hielt, fing er wieder an, von Frank zu sprechen. „Glauben Sie wirklich, daß er heute Probe hat? Seinem Briefe nach, meine ich, muß er jeden Augenblick zurückkommen. Wenn ich hier nur irgendwo auf ihn warten könnte!“

„Ja, wenn der Herr zu mir herein kommen möchte“, sagte Frau Becker ein wenig zögernd.

„Nein, nein, Sie will ich nicht stören. Sie sind gewiß bei häuslicher Arbeit. Ich rieche so etwas wie Seifen-geruch von Wäsche oder verglichen — da kommt man einer Hausfrau so ungelegen wie möglich. Nein, wenn ich nicht etwa im Zimmer von Herrn Frank warten darf.“

„Aber gewiß“, entgegnete Frau Becker mit einem vertrauensvollen Blick auf seinen eleganten Pelz. „Daß ich darauf auch nicht gekommen bin. Ausgeräumt ist es schon und auch noch ganz gut warm, weil ich morgens immer gleich Feuer mache. Nur einen Augenblick, ich hole den Schlüssel.“

Sie verschwand in ihrem Zimmer, und Rittner vernahm durch die offene Tür ein paar Ermahnungen an

klein-München, ganz artig ein wenig allein zu bleiben. Dann erschien die Frau wieder, ohne Kind, aber mit einem Schlüssel in der Hand.

Sie öffnete — Rittner trat ein in das Zimmer des Mannes, von dem er Schlimmes wußte und Schlimmeres vermutete. Trotz des Pelzes ließ ein leichter Schauer über seinen Körper, obwohl der vor ihm aufgetane Mann nichts Unheimliches oder Absonderliches an sich hatte. Das Morgenlicht kam freundlich durch zwei Fenster herein und beleuchtete die bescheidene Einrichtung. Auf den Ruf des Bewohners wies außer ein paar Schauspielerbildern an den Wänden lediglich ein vergilbter Vorberkerz hin.

Rittner setzte sich auf einen mit billigem Stuhl überzogenen Stuhl und sagte: „So, hier will ich warten. Gehen Sie sich meinetwegen gar nicht. Frau Becker; Sie haben sicher viel Arbeit.“

Sein Versuch, sie loszuwerden, scheiterte jedoch zunächst. Sie zögerte und überlegte einen Augenblick, um dann zu sagen: „Sind der gnädige Herr vielleicht ein Freund von dem Herrn Frank?“

„Da ich ihn erst heute kennen lernen soll, wäre das zu-otiel gesagt. Aber wenn Sie mir etwas über ihn mitzu-teilen hätten — ich interessiere mich sehr dafür.“

„Ach, ich meine nur, es macht mir so den Eindruck, als wenn er gerade jetzt einen guten Freund recht nötig hätte, der ihm einmal ins Gewissen redet.“

„Wieso? Warum?“

„Es geht so mit ihm nicht weiter — sehen Sie nur einmal her.“

Sie öffnete die Tür von einem kleinen Schrank und holte daraus eine große Flasche hervor, die mit einer wasserhellen Flüssigkeit kaum noch zur Hälfte gefüllt war. „Das ist“

„Schnaps ist es, gnädiger Herr. Jeden Tag muß ich die Flasche füllen lassen, mittlerweile sogar zweimal.“

„Aber wie ist es, wonach es hier im Zimmer riecht. Ich habe mir den Kopf bereits darüber zerbrochen. Treibt er es auf diese Weise denn schon lange?“

„Nein, das ist es ja eben. Erst seit ein paar Wochen. Er ist überhaupt so merkwürdig, so zerstreut und fahrig. Ein Glaschen hat er so zwischendurch auch früher schon getrunken — du lieber Gott, ein Glaschen in Ehren soll niemand verwehren. Aber so wie jetzt — nein! Und wenn ich was dagegen sage, behauptet er, es wäre nötig, weil er einen schlechten Magen hätte.“

„Die nur dürfte wohl etwas gewaltsam sein. Aber ich —“

Wenn Rittner gewünscht hätte, in Franks Wohnung allein zu bleiben, so erstand ihm jetzt in klein-München eine unerwartete Helferin. Das alleingelassene Kind erhob ein so lautes Geschrei, daß Frau Becker mit einer flüchtigen Entschuldigung sofort entließ.

Rittner schloß die Tür hinter ihr, die sie nur angelehnt hatte, und sah sich noch einmal genau im Zimmer um. Die halbleere Flasche war aber das einzige Bemerkenswerte darin. Die hob er hoch und nickte. „Suff aus Verzweiflung — das ist meine Diagnose. Dein schlechter Magen dürfte wohl im Gewissen liegen, guter Freund.“

Er hörte zu seiner Freude klein-München immer noch schreien und benutzte die Gelegenheit, um auch in die nebenan liegende Schlafkammer einen raschen Blick zu werfen. Sie war noch düstlicher eingerichtet, als das Wohnzimmer, und nur ein paar elegante Anzüge, wie sie ein Schauspieler nicht entbehren konnte, lagen — offen an einem Kleiderbrett hängend — von der Umgebung ab. Mitten darunter sah Rittner einen scheinbar schon vielgetragenen, aber noch ganz ansehnlichen Pelz und einen braunen Mäntel.

„Da seid ihr ja“, sagte Rittner und berührte den Pelz mit zur Begrüßung mit einem Finger. Auf der Heimfahrt nach der Verleumdung hatte Bruno ihm alle Einzelheiten der Verdachtsgründe dargelegt, seine Tracht am fraglichen Abend beschrieben, die Beiten der verschiedenen Begegnungen genau festgestellt. Und hier sah Rittner nun zwei wichtige Requisiten für die vermutete Verleumdung vor Augen. Pelz und Hut waren mit Brunos Anzug in der Dämmerung des Abends leicht zu verwechseln. Mitten zum Schminken lagen auf einem kleinen Tische vor einem Spiegel — in diesem dürftigen Räume war der Doppel-aaner Lärtnaers mit Bühnenkünstlern beschaffen worden.

(Fortsetzung folgt)

Ohne Ballast.

Erinnerung von Charlotte Niese.

Am Hafen schaukelte die „Luise“. Wir nannten sie einen Ewer, Onkel Vosselmann sagte, sie wäre ein Kutter, als Galeasse getauft. Sie hatte gestrichelte Segel und außer einem Schiffsjungen, eine Kage und vielleicht hunderttausend Katerlaten an Bord. Onkel Vosselmann sagte, an die Katerlaten gewöhnte man sich und seine Kage hätte schon fünfzig Junge gehabt. Daher sie denn auch etwas sehr Würdevolles hatte.

Wie es kam, daß wir an Bord der „Luise“ Kaffee tranken, weiß ich nicht mehr. Der Kaffee schmeckte salzig, und die Zwiebade dazu sollten in Schweden gekauft sein, und dort war Onkel Vosselmann vor zehn Jahren gewesen. Aber er war sonst ein sehr netter Mann, und konnte wunderbare Geschichten erzählen, von Seeräubern, von der Seeflange, die beim Skagerrak auftauchte, und von vielen Dingen mehr. Peter sagte allerdings, daß er aufschneite. Peter war sein Kesse und ziemlich unaussprechlich. Ein eingebildeter Bengel, der damit prahlte, daß sein Vater Geld hätte und Onkel Vosselmann keins.

„Das kommt daher“, sagte er, „weil mein Papa Aug gewesen ist und sich eine reiche Frau genommen hat. Onkel Vosselmann hat 'ne arme genommen. Nun ist sie tot, und er hat nichts!“

Wir kannten Herrn August Vosselmann nicht, wußten nur, daß seine Frau zweihundert Pfund wog. Das war ansehnlich und Peter bildete sich etwas auf das Gewicht seiner Mutter ein, gerade wie er prahlte, daß er ein großes Schaufelrad hatte, einen herrlichen Vautasten und einen Papagei, der sprechen konnte. Er war bereit, uns seine Schätze zu zeigen, aber wir fanden Onkel Vosselmann angenehmer, der so schöne Geschichten wußte, und Lorenz, der Schiffsjunge, war auch nett. Er hatte nur immer sehr schwarze Hände, die wir nicht nett fanden, wenn er Klöße machte und sie mit den Händen drehte. Onkel Vosselmann sagte, an so was müßte man sich auf See gewöhnen und wenn wir einmal mit ihm nach Kappeln reisten, dann dürften wir nicht so eigen sein.

Es war ein windiger Frühlingstag, als ich nach unserm kleinen Hafen ging. Dort wohnte eine Freundin, die eine Kanarienvogel hatte, und ich sollte mir einen Vogel anschauen. Aber Lene war nicht zu Hause, und wie ich am Bollwerk entlang ging, wo einige Schiffe im Wasser lustig auf und nieder tanzten, begegnete mir Onkel Vosselmann, der mich freundlich begrüßte.

„Geh man nach meiner Louise an Bord. Ich komm gleich nach. Lorenz hat Klößen mit Blumen gekocht und ich glaub, daß er seine Hände gewaschen hat.“

Onkel Vosselmann hatte die richtigen Seebeine und ein lustiges Seemannsgesicht. Wenn er einen so freundlich ansah, konnte man nicht nein sagen, und dann stand ich schon auf der „Luise“, die in der Frühlingssonne recht alt und verfallen ausah.

„Die muß abgebrakt werden!“ sagte Peter, der neben mir aufschauelte.

Wir fuhren nach Kappeln!“ schrie Lorenz aus seiner Kombüse. „Mit Ballast hin und mit Ziegelsteinen retour.“

Er hatte große Wehlstreifen im Gesicht und zeigte auf einige mächtige Steine, die auf dem Bollwerk lagen.

„Die nehmen wir als Ballast und dann noch ein Sofa und ein Bett. Da will sich jemand verheiraten.“

Er war wieder zu seinen Klößen gegangen, Peter aber wadete an den zwei gestrichelten Segeln herum und dann an der Kette, mit der die „Luise“ am Bollwerk festgemacht war. „Wir wollen mal ein hübschen segeln!“ sagte er. „Wir haben keinen Wind.“

„Darfst Du das?“ erkundigte ich mich, und Peter lachte hochmütig: „Ich darf alles, was ich will.“

Ich dachte noch darüber nach, ob es nicht angenehm wäre, alles tun zu dürfen, was man wollte. Da machte die „Luise“ einen sehr merkwürdigen Satz, neigte sich von vorn nach hinten, ließ ihre Segel flattern und trieb mit einem Male aus dem Hafen heraus! Der Wind fuhr hinter ihr her, kleine Spritzer flogen uns ins Gesicht, ich stand verblüfft, und Lorenz stürzte mit einem Klob in der Hand aus der Kombüse.

„Was ist hier los?“ Eine Antwort brauchte er nicht, die „Luise“ schaukelte nach vorn, nach hinten, nach rechts und links, und Peter machte ein ungewöhnlich dummes Ge-

sicht. Lorenz ließ den Klob fallen, stürzte an die Segel, die er festzumachen versuchte, dann wandte er sich an Peter. „Du verlaufen wir alle! Sie hat ja keinen Ballast!“

Wir waren mitten auf der Ostsee. In der Ferne bläute die Küste, der Wind war stärker geworden, sogte den Ewer in seine Arme und ließ ihn unzählige Verbeugungen machen. Peter sah auf einer kleinen Bank, wollte lachen und wurde plötzlich sehr blaß. „Willst Klößen mit Blumen?“ schrie ihn Lorenz an.

Da wurde Peter noch blässer und stürzte an die Reeling. Als er wieder kam, war er gesaft.

„Ich will mein Testament machen!“ murmelte er. „Mein Schaufelrad —“ weiter kam er nicht. Er mußte wieder an die Reeling.

Ich muß sagen, daß auch ich nicht gerade ein Gefäß des Wohlbestehens hatte. Die „Luise“ schlingerte entsetzlich, man mußte sich festhalten, um nicht weg zu rutschen, und obgleich ich mir damals noch keine Gedanken über Ballast gemacht hatte, so sah ich ein, daß er etwas sehr Notwendiges war. Peter sprach nicht mehr von seinem Testament. Er lag auf dem Deck und sagte, alles wäre ihm einerlei. Aber Lorenz hatte plötzlich ein paar Flaggen in der Hand, winkte und schrie aus Leibeskräften.

Da rauschte es heran, ein großes Dampfboot, das anhielt, ein Boot aussetzte und uns an Bord beförderte. Die „Luise“ wurde mit einer Trosse an den Dampfboot befestigt und raste in aufgeregten Sprüngen hinter uns her.

„Die hat ja keinen Ballast!“ riefen ein paar Stimmen.

„Was ich immer gesagt hab!“ heulte Lorenz, der plötzlich wieder an Bord seines Schiffes wachte. Weil er seine beste Hose in der Kombüse liegen hatte.

„Prügel sollst Du haben!“ hieß es. „Das ein Schiffs-junge und fährt ohne Ballast!“

Da sagte er nichts mehr, warf nur einen zornigen Blick auf Peter, der sich allmählich erhobte und von seinem Papa und seiner Mama sprach.

Ein Mann, der nach unserer Insel wollte und sich ein Boot zum Abholen an einer bestimmten Stelle bestellt hatte, hörte ihm zu, erfuhr seinen Namen und erbot sich, uns mitzunehmen.

Dann schrien viele Passagiere des Dampfboot hell auf. Sie standen hinten am Schiff und betrachteten die „Luise“, die so lustig schaukelte, als sie sich plötzlich aus dem Wasser hob, einen großen Sprung machte, und dann klöbchen lief. Ich hatte mir nicht gerade viel aus der „Luise“ gemacht, nun empfand ich eine heftige Nüßigung, die eine alte Dame veranlaßte, mir Kuchen zu geben, den ich nicht essen konnte.

Es kam der Augenblick, wo der Dampfboot uns wieder ausbootete, und wir nach einer wenig angenehmen Fahrt am späten Nachmittag an demselben Hafen anlegten, an dem ich am Morgen nur einen Kanarienvogel laufen wollte.

Da stand Onkel Vosselmann, da standen Peters Papa und Mama und da stand mein Vater, der mich in seine Arme schloß, ohne zu bemerken, daß ich keinen Hut mehr hatte, und daß meine Haare wild um mich flogen. Ich versuchte gesaft zu sein, aber ich konnte nur etwas von Ballast murmeln, den die gute „Luise“ nicht hatte.

Onkel Vosselmann hat mir nachher einen Stachel gebracht, und in der Zeitung stand zu lesen, daß das dänische Dampfboot „Aurora“ drei Kinder von einem Schiff gerettet hätte, das ohne Ballast auf die Reise gegangen wäre.

„So, wie es geschrieben ist, ist es wohl nicht gewesen!“ meinte Onkel Vosselmann, dem ich später begegnete. „Aber ich hab' meine Versicherung gekriegt, und Lorenz 'ne neue Hose. Peter sagt, er hätte Schuld, und denn sagt er, Du hättest auch Schuld, aber ich kann mich das nicht so recht denken. Und den! Dich mal, was unsre Miesch ist, die is denselben Morgen vom Schiff gelaufen und hat sechs Junge in meinem Bett gekriegt! Die is klug gewesen, die is mit ihrem Ballast besser umgegangen, als meine Louise.“ Da, Ballast muß man haben, sonst is das nit!“

Lorenz ist lange Schiffskapitän und ein ganz feiner Herr geworden. Wenn wir uns gelegentlich begegnen, sprechen wir von der „Luise“ und von dem Ballast, den sie nicht hatte. — Von Peter weiß ich nichts. Lorenz sagt: „Der hat auch keinen Ballast!“